



Der **wecker**

Schülerzeitung des Gymnasiums  und der Realschule Ibbenbüren

4. Jahrgang

Februar 1956

Nummer 1



Mitteilungen

AUS
DER



*

Das schriftliche Abitur begann am 6. Februar, die mündliche Prüfung beginnt erst in der zweiten Märzhälfte. Sie wird bei der großen Zahl der Abiturienten (45) mehrere Tage dauern. Den Vorsitz führt der Dezernent der Anstalt, Herr Oberschulrat Bruchmann.

Die Aufnahmeprüfung für die Sexten des Gymnasiums bzw. die erste Klasse der Realschule findet vom 5. bis 7. März in Form eines dreitägigen Probeunterrichts statt.

Der Elternsprechtag im Januar war, wie immer, gut besucht; er hat dazu beigetragen, Unklarheiten und Mißverständnisse zu beseitigen sowie in gemeinsamer Überlegung Rat und Hilfe zu geben.

Die Konferenz stimmte zu, daß die Klassen von UII ab aufwärts (von Ostern aus gesehen) wieder Wander- bzw. Studienfahrten unternehmen.

Außerdem wird voraussichtlich auch die zukünftige Oilla eine dreitägige Fahrt machen.

Vor den evangelischen Schülern(innen) der Oberstufe sprach Herr Dr. Schimansky vom katechet. Amt der evangelischen Kirche Westfalens über Fragen der Berufswahl.

Im Laufe des Schuljahres fanden sechs rechtskundliche Belehrungen für die Primen statt. Sie wurden durch die Teilnahme an öffentlichen Gerichtsverhandlungen ergänzt.

Herr Studienrat Dr. Knoblauch wurde am 18. Januar 50 Jahre. Herr Oberstudiendirektor Staudigl würdigte in einer kleinen Feier des Kollegiums seine Verdienste um die Schule, insbesondere um die Förderung des Sport- und Biologieunterrichts in und außerhalb der Schule, und überreichte ihm für seine Beobachtungen auf Wanderungen einen Gutschein für einen Jagdstuhl und ein Jagdmesser.

Ferienordnung

für das Schuljahr 1956/57

Ostern: 29. März bis 11. April.
Pfingsten: 18. Mai bis 28. Mai.
Sommer: 1. August bis 5. September.
Herbst: 24. Oktober bis 29. Oktober.
Weihnachten: 22. Dezbr. bis 8. Januar.

Ein Brief aus Holland

Der Leiter der holländischen Schülergruppe, die im Sommer in Lehen zeltete, schrieb mir Anfang Dezember u. a. folgendes:

... Im Namen aller Schüler und Schülerinnen möchte ich mich noch einmal recht herzlich bedanken für alle Freundschaft und Hilfe, welche wir von Ihnen empfangen haben, und gleichzeitig für das Übersenden des Zeitungsausschnittes. (Er enthielt den Bericht über den gemeinsamen Abschiedsabend. D. Red.) Er hat einen Platz gefunden zwischen den Aufnahmen und Bildern in dem großen Erinnerungsbuch der Schule. Diese Hilfe, Freundschaft, das Wetter und die Umgebung Ibbenbürens haben uns allen, Schülerinnen, Schülern und Leitern, eine ganz große Freude gegeben und diesen Ausflug so wunderschön gemacht. Als besonders wertvoll aber sehe ich als Leiter dieser Gruppe den Hintergrund dieser Art von Fahrten an, nämlich wieder in Verbindung zu treten mit unserm Nachbar Deutschland, die alte Verbundenheit wiederherzustellen, der Jugend vorzugehen und sie zu erziehen im Geiste aufrechter Freundschaft und Verträglichkeit. Ich weiß, daß auch Sie und Ihre Schüler diese Gedanken haben, und darüber habe ich mich gefreut ...

Es grüßt Sie im Namen aller Schülerinnen und Schüler
T. Homan, Vaart N Z 24, Assen (Drenthe)

Ich gebe diesen Dank und Gruß an alle, die damals die Gruppe auf ihren Wanderungen begleitet haben und am Abschiedsabend dabei waren, weiter.

Dr. Rausch

Amts niederlegung

In der letzten Redaktionsitzung legte völlig überraschend Dietlinde Lange ihr Amt als Schriftleiterin des „Weckers“ nieder. Ihr Scheiden aus der Redaktion trifft uns um so härter, da wir sie als eine der eifrigsten und fleißigsten Mitarbeiter kennen und schätzen gelernt haben. Ihrem Fleiß und ihrer Zielstrebigkeit ist es zu verdanken, daß der „Wecker“ die Krisenzeiten seines jungen Daseins so schadlos überstand. Ihre zahlreichen Aufsätze, die in entscheidendem Maße das Gesicht des „Weckers“ prägten, werden uns stets in bester Erinnerung bleiben.

Wir danken Dietlinde Lange für ihre vorbildliche und aufopferungsvolle Arbeit und wünschen und hoffen, daß sie auch weiterhin der Redaktion mit Rat und Tat zur Seite steht.

Die Redaktion

DANK AN HERRN DR. RAUSCH

Vor einigen Wochen legte Herr Dr. Rausch sein Amt als Verbindungslehrer nieder. Sechs Jahre lang stand er vermittelnd zwischen Lehrerkollegium und Schülerschaft. Ich glaube, daß alle, die mit ihm in dieser langen Zeit — sei es als Schul- oder Klassensprecher, sei es als Redakteur — zusammen arbeiteten, bei ihm das gleiche Verständnis fanden. Nie ging er unseren Fragen und Problemen aus dem Wege, er setzte sich für uns ein, wo er konnte, ohne jemals einen Dank zu erwarten. Daß dadurch die menschlichen Beziehungen zwischen ihm als Lehrer und uns als Schülern gefestigt wurden, ist ohne Zweifel. So erinnere ich mich einer unserer wohl schönsten Redaktionsitzungen, die wir als Gäste bei Herrn Dr. Rausch abhielten.

Ganz besonders die Schriftleiterinnen des „Weckers“ werden ihm für die immer neuen Vorschläge und Anregungen dankbar sein. Aber auch in den Klassensprecherversammlungen verstand er es stets, uns mit verständnisvollem Lächeln — nie aber mit „drohend erhobenen Zeigefinger“ — im gegebenen Falle aufzumun-

tern oder zu besänftigen.

Ich glaube im Namen der ganzen Schülerschaft zu handeln, wenn ich abschließend Herrn Dr. Rausch recht herzlich für die aufopfernde, jahrelange Arbeit danke.

Dietlinde Lange

Herr Studienassessor Bergmann schreibt dem „Wecker“

Nachdem Herr Studienrat Dr. Rausch gebeten hatte, von seiner Wiederwahl abzusehen, hat mich die Klassensprecherversammlung zum Vertrauenslehrer der SMV gewählt. Ich danke der Schülerschaft für das mir entgegengebrachte Vertrauen und möchte alle Schüler bitten, die gute Zusammenarbeit, die unter Herrn Dr. Rausch entstanden ist, auch weiterhin aufrechtzuerhalten, so daß die SMV sich zum Wohle für die gesamte Schule entfalten kann.

Herrn Oberstudiendirektor Staudigl und die Kolleginnen und Kollegen möchte ich bitten, das Vertrauen, das sie Herrn Studienrat Dr. Rausch entgegengebracht haben, auch mir für meine Arbeit zu geben.

Bergmann

Ihr Vorteil bei uns:

Durch Groß-Einkauf, ausgesuchter Qualitätsware können wir Ihnen Preise bieten, die alle Kunden begeistern!

Overmeyer
VORMALS O. L. MUCKET

Zum 200. Geburtstag von Wolfgang Amadeus Mozart

Oft stand in den letzten Jahren eine berühmte Persönlichkeit im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses aus Anlaß ihres Jubiläums. In diesem Jahr gilt unser besonderes Gedenken dem Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart, der zu den genialsten Tonschöpfern aller Zeiten zählt. Seine Werke gehören auch heute noch zu den wertvollsten Geistes-schätzen der abendländischen Welt. Wir begegnen ihnen im Theater, im Konzertsaal, zuweilen in der Kirche, am häufigsten wohl in den Sendungen des Rundfunks in aller Welt.

Wenn es vom Dichter heißt: „Wen der Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn,“ so gilt das in gleichem Maße auch für den Musiker. Folgen wir also dem Künstler in seine Heimat Salzburg. Hier wurde W. A. Mozart am 27. Januar 1756 geboren. Es besteht kein Zweifel, daß die liebliche Stadt an der Salzach mit ihren engen Straßen und Winkeln, ihren herrlichen Kirchen und Brunnen nicht ohne Einfluß auf das musikalische Schaffen des jungen Mozart geblieben ist. Darüber hinaus war die geistige Atmosphäre dieser Stadt entscheidend an seiner Formung und Ausprägung beteiligt.

Wien, das Zentrum der geistigen Welt, strahlte etwas von seinem Glanz auf diese Stadt. Schließlich, und nicht zuletzt, bildete der Einfluß des Elternhauses den Mozart, den wir heute vor uns sehen. Der Vater Leopold Mozart, klug und aufklärerisch, verleugnete nie seine gute schwäbische Art. Er war strenger, doch zugleich menschlicher und künstlerischer Lehrer des jungen Wolfgang Amadeus. Von ihm erbt der Sohn die unerschütterliche Arbeitskraft und den seltsamen Ordnungssinn.

Leopold Mozart genoß höchstes Ansehen in Salzburg. Neben ihm trat seine Gattin Anna Maria in den Hintergrund, doch besonders ihr war Wolfgang mit inniger Liebe zugetan.

Schon in den frühesten Lebensjahren zeigt sich die außergewöhnliche Begabung des Knaben. Als der Siebenjährige einmal einer sechsstimmigen Messe von Palestrina lauscht, nimmt er die Musik so in sich auf, daß er nach der Messe sämtliche Stimmen aufschreiben kann. Seine große Schaffenskraft jedoch kann man nicht allein seiner Veranlagung zuschreiben, sondern auch seinem ungeheuren Fleiß.

Schon sehr früh findet man bei Mozart Charakterzüge, die immer wieder in Erscheinung treten und uns seinem Wesen ganz nahe bringen: nämlich Anmut, Bescheidenheit und Ausdruck von Übermut und Schwärmerei. All das kommt aus seinem kindlichen Gemüt, das ihm auch die Huldigungen der ganzen europäischen Welt nicht rauben konnten. Von 1763 bis 1777 durchreiste Mozart Italien. In dieser Zeit hatten die musikalischen Strömungen Italiens starken Einfluß auf die deutsche Musik. Auch auf den jungen Künstler verfehlte sie ihre Wirkung nicht.

Mozart aber überwand diese Tradition, vertiefte die Musik und entwickelte daraus einen ganz neuen Stil,

der allen seinen Opern eigen ist. Durch all diese Einflüsse reifte seine Kunst immer mehr heran, obwohl sich sein Wesen nicht grundlegend verändert hatte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er erzbischöflicher „Konzertmeister und Hoforganist“. Diese Zeit war angefüllt mit unermüdlicher Arbeit und es entstanden nicht weniger als hundert Musikstücke aller Art. Besonders große Erfolge hatten seine Opern „Idomeneo“ und „Die Entführung aus dem Serail“. Kurz nach der Vollendung dieser Werke heiratete Mozart Konstanze Weber, eine aus ärmlichen Verhältnissen stammende Frau.

Daß Mozart in den schweren Tagen der Notzeit nicht am Leben zerbrach, ist nicht nur seinem immerwährenden Optimismus, sondern vor allem dem tapferen Aushalten seiner Lebensgefährtin zuzuschreiben. Wenn Konstanze in Mozarts Leben auch nicht die Rolle spielte wie andere berühmte Künstlerfrauen, so hat sie doch seinen Schwung ein wenig beflügelt. Sie war so, wie Mozart sie sich wünschte, und er hat ihr bis in die letzten Stunden seines Lebens rührende Anhänglichkeit bewahrt.

Die Erlebnisse mit Konstanze verliehen seinen in den folgenden Jahren entstandenen Opern „Die Hochzeit des Figaro“ und „Don Giovanni“ Wahrheit und Wärme. Mit 34 Jahren gab es für Mozart kaum ein Instrument im Orchester mehr, dessen technische und geistige Möglichkeiten er nicht restlos erschöpft hätte.

Unübersehbar war der Schatz an Opern, Sinfonien, Konzerten und Liedern, doch folgten seinen großen Erfolgen Jahre schweren Leidens und vieler Enttäuschungen. Schwer wurde er von den materiellen Sorgen bedrängt und seine Gesundheit verschlechterte sich zusehends. Aus diesem Elend heraus entstand die Oper „Cosi fan tutte“.

Im Frühling des Jahres 1791 erhielt er von dem Wiener Theaterdirektor Schikaneder den Auftrag, eine deutsche Oper zu komponieren. Schon immer war es der sehnlichste Wunsch des Künstlers, der italienischen Oper eine deutsche gegenüberzustellen, und trotz des schlechten Textes erreichte Mozart in der „Zauberflöte“ einen einmaligen Höhepunkt in der Musik. Noch während der Arbeit an der „Zauberflöte“ wird ein Requiem von einem geheimnisvollen Unbekannten bestellt. Von Todesahnen ergriffen entstand die wohl erschütterndste Schöpfung, die sein eigener Sterbegesang sein sollte. Am 4. Dezember 1791 starb Mozart, verlassen von seinen Freunden, und wurde in irgend einem Gemeinschaftsgrab beerdigt.

Wissen wir heute auch nicht mehr, wo die sterblichen Überreste Mozarts ruhen, so lebt er doch in seinen unvergänglichen Werken als ein Vorbild musikalischen Schaffens, der, ohne die Beziehungen zur Vergangenheit abubrechen, neue Ziele setzte und einer neuen musikalischen Epoche das Gepräge gab. So beugen wir uns ehrfürchtig vor dem Genie dieses Mannes, des-

sen musikalische Einfälle unerschöpflich und dessen Schaffensdrang unerreichbar sind, so daß ein bedeutender Mann von ihm gesagt hat: „Hätte Mozart 50 Jahre gelebt, so wäre der Nachwelt zu schaffen nichts mehr übrig geblieben!“

Geko.

Schriftleitung: Rüdiger Kaldewey.
Mitarbeiter: Kortländer, Lange, Bunte, Schöngardt, Koardt, Wesling, Farwig, Peuten, Klose, Glocke, Hack, Ickert, Haschenz, M. Rausch, G. Tiegel, Rausch, R. Tiegel, Kröner. Umbruch und Gestaltung: Dietlinde Lange. Versand: Ilse Kortländer, Mechthild Ewald. Vertrieb: Gerhard Fahrenholz. Anzeigenwerber: Bernd Rengers. Redaktionsadresse: Gymnasium Ibbenbüren, Ibbenbüren i. W., Goethestr.

Aufsätze, die mit vollem Namen gezeichnet sind, entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.

Konto: Bernward Dyckhoff, betr.: „Wecker“ Kreissparkasse, Ibbenbüren, Nr. 142.

„Der Wecker“, Schülerzeitung des Gymnasiums Ibbenbüren, ist der „Jungen Presse“ Nordrhein - Westfalen, Landesarbeitsgemeinschaft jugendlicher Zeitungen angeschlossen. Ibbenbürener Vereinsdruckerei GmbH

Schulbücher

und

Schulbedarf

für alle Klassen

jederzeit vorrätig

Wilhelm Driemeier

Ibbenbüren, Bahnhofstr. 26

Fernruf 2282

DIE PANTOMIME

Ich will von einer Kunst erzählen, die alt ist wie das Theater selbst. Die ersten Berichte stammen von den Griechen und Römern, bei denen die Pantomime in hohem Ansehen stand.

Worte beschwören oft Mißverständnisse und Nichtverstehen herauf. Pantomime ist eine Sprache ohne Worte, die überall verstanden wird, weil sie von Dingen erzählt, die allen Menschen einmal begegnen, von Glück und Unglück, von Hoffnung und Enttäuschung, von Traum und Wirklichkeit. Es sind mehr die kleinen Geschichten, die der Alltag schreibt, als die großen, weltbewegenden Taten und Ereignisse, die hier dargestellt werden; menschlich und lebenswahr, wahr, aber nicht im engsten Sinn realistisch, sonst wäre es wohl keine Kunst.

Unser Körper kann reden. Selbst der kleine Finger ist nicht stumm, wenn wir Erlebtes und Empfundenes anderen mitteilen wollen. Worte wollen oft täuschen, übertönen, etwas deutlich machen, ohne daß es immer gelingt.

Pantomime ist absolute Aussage, die nicht mißverstanden werden kann. Man erfühlt alles, was hinter einer Gebärde, einer Geste steht aus der Stille heraus. Die Mitteilungskraft dieser Kunst ist geradezu abhängig von dieser „dramatischen“ Stille, die, im Gegensatz zum Theater oder etwa zum Kino, ganz andere Sinne anspricht, die schon mehr in den Bereich des Ahnens und Fühlens hinein gehören. Man kann sagen: Pantomime ist stummes Theater, ein Drama oder eine Komödie ohne Worte — die Kunst, Gefühle auszudrücken, ohne etwa dabei Worte durch Bewegungen zu ersetzen.

Das alles ist aber nur ein Einkreisen des Begriffs Pantomime. Man kann nicht sagen, das und nichts anderes ist Pantomime. Denn sie ist keine tote, starre Kunstform, sondern eine lebendige Kunst. Wer es also ganz genau wissen will, der muß hingehen und sich selbst ansehen, was das ist. Kunst wird nicht durch einen Vermittler zugetragen; man muß sich schon selbst darum bemühen. Und wenn es dir dann gefallen hat, dann laß dich nicht beirren, wenn andere sagen: „Ach, ein bißchen Zauberei und Gaukelspiel!“ Verzauberung ist kein Betrug.

Für Studium und Freizeit

Bücher, Kunstmappen,
Briefmarken, Modellierbogen

Vorrätig in der

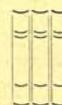
*Kunst- und
Bücherstube*

In Deutschland ist diese Kunst nicht sehr bekannt. Erst in den letzten Jahren hörte man mehr davon. Pariser Pantomimen geben Gastspiele und haben überall großen Erfolg. In Düsseldorf gibt es ein deutsch-französisches Pantomimenensemble unter der Leitung mehrerer Franzosen. Dieses Ensemble bemüht sich darum, der in Deutschland so wenig bekannten Kunst den Boden zu bereiten und eine Lücke innerhalb des deutschen Theaters zu schließen. In vielen Städten Westdeutschlands und während eines Gastspiels in Paris konnte das Ensemble große Erfolge erringen. In anderen Ländern hat die Pantomime eine große Tradition. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vereinigten sich die englische, italienische und französische Schule. Die Zeit der klassischen Pantomime begann. Berühmte Mimen waren Gaspard Debureau und Paul Legrand.

Zur Pantomime gehört Körperschulung, Körperbeherrschung und Rhythmus. Es gibt aber keine bestimmten Posen, Haltungen und Schritte wie beim Tanz. Der Pantomime muß sich auch mit dem Raum beschäftigen und wissen, wie man ihn ausfüllt oder erweitert, d. h. den Raum so geschickt ausnützt, daß der Zuschauer einen größeren Raum sieht. Aber schließlich wird alles von der Idee bestimmt. Phantasie und Humor bestimmen die kleinen „gags“, die Freude machen und entweder heftig beklatscht oder gar nicht bemerkt werden.

In der modernen Form der Pantomime spielen Form, Farbe und Bewegung eine Rolle. Auf Requisiten wird weitgehend verzichtet oder sie werden nur angedeutet.

Was man spielt, kann mit Worten nur angedeutet werden. Da ist z. B. eine Treppe. Um zu zeigen, wie jemand eine Treppe hinaufsteigt, brauche ich keine wirkliche Treppe. Ich muß sie so spielen, daß die Zuschauer glauben, sie sähen diese Treppe. Dazu beobachte ich genau, was meine Füße dabei tun. Das ist nur Technik. Man kann sich dann noch eine „personnage“, eine Situation, eine bestimmte Zeit (z. B. die Gegenwart), eine bestimmte Umgebung (z. B. ein kalt-staubiges Amtsgebäude) und eine Gemütsverfassung hinzudenken und dann spielen; vielleicht zeigen, wie eine traurige, alte Frau die breite kalte Steintreppe zu irgendeinem Amt hinaufsteigt. Sie hat Angst vor den vielen fremden Leuten und darum geht sie zögernd und vorsichtig. Sie schaut in viele fremde Gesichter. Sie sieht an den hohen Wänden empor und liest die vielen Schilder und die Nummern an den Türen. Mit jeder Stufe wird sie langsamer und müder. Dann kommt sie vor eine Tür. Wer wohl dahinter sitzt? Ganz zaghaft ist ihr Klopfen. Aber keine Antwort kommt. Da drückt sie schließlich die Klinke herunter. Doch die Tür ist geschlossen. — Auch was diese Frau dann tut und empfindet, das kann man alles spielen. Da sind lustige, witzige, komische, traurige, tragische und träumerische Menschen und Situationen. Es muß nur jedesmal ein Höhepunkt und ein Rhythmus sichtbar werden. Elke Schmidt, OIIA.



UNSERE **B**UCHKRITIK

Abriss der deutschen Literaturgeschichte in Tabellen

Wer starb am 22. März 1832?

Wer schrieb die „Miß Sara Sampson?“

Auf solche und ähnliche Fragen sollte man — zumal Ostern schon wieder in bedenkliche Nähe gerückt ist — gerüstet sein. Damit man nun zu deren Beantwortung nicht stundenlang in dicken Literaturgeschichten oder Konversationslexika nachschlagen muß, hat der Athenäum-Verlag, Bonn, einen Abriss der deutschen Literaturgeschichte herausgegeben; ein handliches, kleines Buch, das auf 180 Seiten den Stoff der gesamten Literatur, die auf deutschem Boden entstand, von den ersten Zeugnissen des Schrifttums bis hin zu den Dichtungen unserer Tage bewältigt. Die verschiedenen geistigen Strömungen, die in der Dichtung ihren Ausdruck finden, werden in elf Kapiteln behandelt, die jeweils mit einer kurzen Betrachtung der Grundeinstellung, Tendenzen und Ziele der betreffenden Zeit eingeleitet sind.

Es folgen die Lebensläufe der Dichter in Stichworten und die Aufzählung ihrer Werke. Bei den Hauptwerken sind Entstehungsjahr, Uraufführung, Bedeutung und Problematik angegeben.

Die letzten sechs Seiten des Bändchens umfassen eine Zeittafel nach Geburtsjahren der Dichter bzw. nach Entstehungsdaten der Werke, deren Verfasser unbekannt sind. Außerdem liegt dem Buch ein Falblatt bei mit einer Gegenüberstellung von Leben und Werk Goethes und Schillers.

Diese äußerst übersichtliche Zusammenfassung der Literaturgeschichte wird jedem literarisch Interessierten und jedem, der es von „Berufs wegen“ sein muß, eine willkommene Hilfe sein.

Der Abriss der Literaturgeschichte erschien in der Bearbeitung von Schmitt-Friche-Seuffert im Athenäum-Verlag, Bonn, zum Preis von 6,50 DM.
-die-

Miss Fiehler schreibt uns!

Über ein halbes Jahr ist nun schon vergangen, daß Miss Fiehler uns wieder verlassen hat, und in ihre Heimat nach Missouri zurückgekehrt ist. Zum neuen Jahr hat sie uns einen Bericht über ihre Erlebnisse dort geschickt. So schreibt sie uns:

Meine lieben Freunde!

Zunächst meinen herzlichen Dank für die guten Wünsche zur Weihnachtszeit und zum neuen Jahr! Ich hoffe, daß Ihr alle das Fest bei bester Gesundheit gefeiert habt. Zum Andenken an das vergangene Jahr hatten wir hier im Haus auch dieses Mal einen Adventskranz, der dann auch in der Schule mit Interesse besprochen wurde. Wir haben nämlich auch eine deutsche Schülerin aus Hannover und zwei Töchter eines deutschen Chemikers, der samt Familie für die Russen in Leningrad arbeiten mußte, jetzt im Unterricht.

Natürlich diene ich als „Frau Auskunft“ für diese drei Mädels, und da die Familie aus Leipzig stammt, hatten wir kürzlich einen lustigen Abend über die Gedichte, die wir uns vorlasen aus „Sächsischen Balladen“. Einmal die Woche von 6,30 bis 9 Uhr abends studiere ich deutsch an der hiesigen Washington University, meiner „Alma Mater“, und da die Nachfragen für Vorträge über Deutschland gar nicht nachlassen, muß ich immer wieder meine Bücher und Bilder zeigen, denn meine Landsleute interessieren sich für alles; aber man muß halt den Stoff den Zuhörern anpassen; z. B. in den nächsten Wochen wollen folgende Gruppen etwas sehen und hören: die Bibliothekarinnen des Kreises St. Lois, der Lateinclub der Schüler, das Kollegium einer unserer Volksschulen, die evangelischen Frauen usw. Ich werde es gar nicht bedauern, wenn ich die Runde der Wißbegierigen gemacht habe.

Auch muß man sich wieder daran gewöhnen, daß man den ganzen Tag in der Schule verbringt. Deshalb also bin ich so träge mit dem Briefeschreiben gewesen.

Na, und das Wetter hier! Denkt euch nur, als es endlich vorgestern schneite (3 bis 4 Zoll), hatten wir für 46 Tage keinen meßbaren Regen gehabt! Eine solche Trockenheit haben wir seit 118 Jahren nicht vorzeigen können, und ausgerechnet in diesem Herbst hatte ich versucht, Bäumchen anzupflanzen und mußte deshalb fleißig Wasser tragen! Aber Schluß mit den kleinen Bemühungen des Lebens!

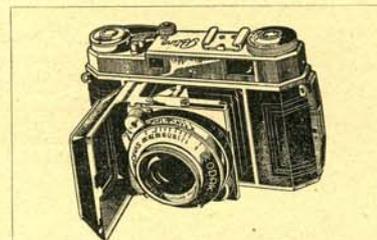
Wie geht es Euch allen dort, wo ich oft noch in Gedanken verweile? Grüßt bitte alle im Kollegium und in der Schülerschaft (falls sie sich noch nach mir erkundigen). Ferner wünsche ich allen ein gesegnetes neues Jahr, und meine Gebete schließen sich den Eurigen an, daß unseren Völkern der Friede erhalten bleiben möge!

Eure Gertrud Fiehler

Sehr geehrter Herr F.!

Von einer lieben Bekannten hier in Sonneberg erfahren wir, daß eine Knabenklasse in Ibbenbüren sammeln wollte, um einem Kinde in der Zone eine Weihnachtsfreude machen zu können. Dieses Werk der christlichen Nächstenliebe ist so unendlich rührend, die Hilfsbereitschaft Ihrer Jungen (wir vermuten Herr F., daß Sie der Lehrer sind) ist so großzügig, glauben Sie uns bitte, aber wir wissen fast nicht, wie wir Ihren lieben Buben und Ihnen für das herrliche, reiche Paket danken sollen! Es tut mir eines sehr, sehr leid, daß Sie alle die Freude von Wolfgang, er durfte das Paket aufpacken, nicht miterleben konnten.

Ich selbst habe dabei geheult. Und Wolfgang gebärdete sich wie ein Indianer, obwohl er in diesem Jahr schon 16 Jahre alt wird und als elektrotechnischer Lehrling schwer arbeiten muß. Immer rannte er mit all den herrlichen Päckchen in der Stube herum. Es wird alles unter den Weihnachtsbaum gelegt; auf die Schokolade und den „geheimnisvollen“ Bohnenkaffee freut sich Wolf-



Auf Teilzahlung bis zu zehn Monatsraten erhalten Sie bei geringer Anzahlung jede Marken-Kamera.

Herstellung von Diapositiven 5X5 in schwarzweiß und color von Vorlagen jeglicher Art.

Blitz-Fotokopien von DIN A 5 bis DIN A 3.

Photo Pelken

Ihr Kleinbild- und Leica-Spezialist.

gang schon, denn diese Sachen kennt er nicht und mir sind diese Kostbarkeiten im Lauf der Jahre fremd geworden!

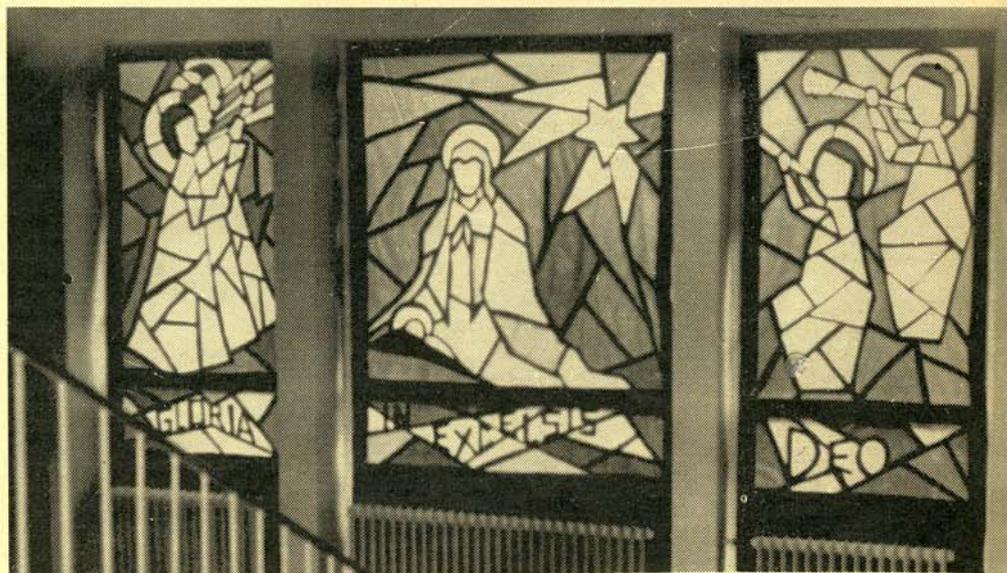
Nun unsere herzensguten Buben und vielleicht Mädels danken wir Euch von ganzem Herzen recht viel tausendmal — jedem einzelnen von Euch — mit Eurem Lehrer eingeschlossen, drücken wir die Hände und wünschen Euch, daß Ihr alle für dieses Liebeswerk und die große Freude, die Ihr Wolfgang und mir gemacht habt, gesegnet werdet vom Weihnachtsengel! Und daß für Euch alle unterm Christbaum viel, viel schöne Geschenke liegen mögen und viel Freudenlichter brennen mögen!

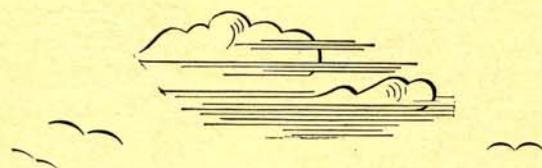
Durch Euer herrliches Paket ist Wolfgang's Weihnachtsfreude unendlich vergrößert worden, den er hat keinen Vater mehr — ich kann nicht in die Arbeit gehen und dadurch ist alles viel schwerer und härter.

Nochmals heißen innigen Dank und ein gesegnetes Weihnachtsfest.

Eure W. und H. S

Dieses Weihnachtsfenster aus buntem Transparentpapier ist eine Gemeinschaftsarbeit der Schüler und Schülerinnen der Klassen Olla/Ollb. 1/1956/57





geheimnisse des meeres

Zwischen der sonnenbeschiedenen Oberfläche der offenen See und den verborgenen Bergen und Tälern des Meeresbodens liegt die am wenigsten bekannte Region des Ozeans. Diese tiefen, dunklen Wasser mit all ihren Geheimnissen und ungelösten Rätseln bedecken einen beträchtlichen Teil der Erde. Das Weltmeer erstreckt sich über mehr als drei Viertel der Erdoberfläche. Wenn wir davon die seichteren Gebiete über dem Schelf und die zahlreich verstreuten Sandbänke und Untiefen abrechnen, so ist immer noch die halbe Erde mit meilentiefem, lichtlosem Wasser bedeckt.

Dieses Gebiet hat seine Geheimnisse hartnäckiger als jedes andere bewahrt. Trotz aller Erfindungsgabe war der Mensch bisher nicht imstande, sich weiter als bis an seine Schwelle vorzuwagen. Mit einem Taucherhelm ausgestattet, kann er auf dem Meeresboden in einer Tiefe von ungefähr achtzehn Meter umhergehen. Er vermag in einem vollständigen Taucheranzug bis höchstens 150 Meter vorzudringen. Nur zwei Männer haben bisher das Erlebnis gehabt, die Grenze des sichtbaren Lichtes zu überschreiten, nämlich William Beebe und Otis Barton. In der „Bathysphäre“ erreichten sie im Jahr 1934 eine Tiefe von über 923 Meter im offenen Meer bei Bermuda. Barton allein stieg in einer als „Benthoskop“ bezeichneten Stahlkugel im Sommer 1949 in der Nähe von Kalifornien sogar 1372 Meter hinab.

Obwohl nur wenige Glückliche je die Tiefsee aufsuchen können, liefern uns genau arbeitende ozeanographische Instrumente Material genug, um uns mit unserer Phantasie diese geisterhaften Regionen zu erschließen. Dort unten, jenseits der Reichweite der Sonnenstrahlen, gibt es keinen Wechsel von Licht und Dunkelheit. Da ist nur endlose Nacht.

Das Bestehen einer reichen Tiefsee-Fauna wurde wahrscheinlich schon vor Millionen Jahren von Walen und Robben entdeckt. Die Vorfahren aller Wale waren, das wissen wir aus fossilen Überresten, Landsäugetiere. Vielleicht entdeckten sie bei ihren Raubzügen an den Deltas oder an den Rändern flacher Meere den Reichtum von Fischen und anderen Meerwesen und bildeten im Lauf von Jahrhunderten die Gewohnheit aus, ihnen weiter und weiter ins Meer hinein zu folgen. Um die Vorräte an Meeresnahrung unter sich aufzuteilen, bildeten sich schließlich drei Gruppen von Walen heraus, die Plankton-Fresser, die Fisch-Fresser und die Tintenfisch-Fresser. Die planktonfres-

senden Wale können ihr Futter in einem Gebiet finden, wo es dichte Massen von kleinen Garnelen oder Kopepoden gibt. Dies beschränkt sie, abgesehen von einzelnen Gebieten, auf die arktischen und antarktischen Gewässer. Fischfressende Wale können ihr Futter in einem etwas ausgedehnteren Meeresbereich finden, doch sind sie auf Gegenden beschränkt, wo es riesige Ansammlungen von Fischschwärmen gibt. Die blauen Gewässer der Tropen und der offenen Ozeanbecken haben jeder dieser Gruppen wenig zu bieten. Doch jener riesige dickköpfige Walfisch mit schrecklichem Gebiß, der als Kaschelott oder Potwal bekannt ist, hat schon vor langer Zeit entdeckt, was die Menschen erst seit kurzem wissen, daß Hunderte von Metern unter den fast „unbewohnten“ Oberflächengewässern ein üppiges animalisches Leben existiert. Der Potwal hat sich diese tiefen Gewässer zu seinen Jagdgründen auserwählt, seine Beute ist die Tiefseebevölkerung von Tintenfischen, darunter auch der riesenhafte Architeuthis, der in Tiefen von 450 Meter oder mehr lebt. Der Kopf des Potwals ist oft durch eine Reihe großer runder Narben gezeichnet, die von den Saugnäpfen der Riesenkraken herrühren. Sie lassen auf Kämpfe schließen, die im Dunkel des tiefen Meeres zwischen diesen beiden riesigen Geschöpfen stattfinden, dem Potwal mit seinem siebzig Tonnen schweren Rumpf und dem Riesentintenfisch mit einem neun Meter langen Körper und seinen langen, sich windenden greifenden Armen.

Doch fragen wir uns, wie die Wale den unheimlichen Druck, der in diesen Tiefen herrscht, aushalten. Über dem Wasser herrscht ein Druck von einer Atmosphäre oder einem Kilogramm auf den Quadratzentimeter Körperoberfläche. Ein harpunierter Finnwal taucht geradeswegs in eine Tiefe von etwa 800 Meter hinab. Hier kommt auf jeden Zoll seines Körpers ein Druck von einer halben Tonne. Dann kehrt er fast sofort wieder an die Oberfläche zurück. Holt man dagegen einen Taucher aus 60 Meter Tiefe schnell herauf, so tötet ihn die schnelle Druckabnahme. Die deutlichste Erklärung dafür besteht darin, daß dem Wal — ungleich dem Taucher — keine Luft zugepumpt wird, während er sich unter Wasser befindet, und daß er deshalb in seinem Körper nur den begrenzten Luftvorrat hat, den er mit sich hinunterbringt. Daher hat er nicht genug Stickstoff im Blut, um ernstlich Schaden zu leiden.

Auf den ersten Blick scheint es paradox, daß Geschöpfe wie die Quallen

den ungeheuren Druck aushalten. Wir wissen ja, daß sich der Druck auf alle zehn Meter um eine Atmosphäre erhöht. In den Gebieten, die man mit einem Taucherhelm erreichen kann, herrscht ein Druck von etwa drei Kilogramm auf jeden Quadratmeter des menschlichen Körpers. Mehr kann ein ungeschützter menschlicher Körper kaum aushalten. Den Geschöpfen, die in der Tiefsee zu Hause sind, kommt jedoch die Tatsache zugute, daß der Druck innerhalb ihrer Gewebe derselbe ist wie der außerhalb.

Ungeheurer Druck ist also eine der vorherrschenden Bedingungen des Tiefseelebens, und eine andere ist Dunkelheit. Bekanntlich erlischt das Licht beim Herabsteigen unter die Oberfläche sehr bald. Die roten Strahlen sind nach den ersten 60 bis 90 Meter verschwunden und mit ihnen die ganze orange-ferne und gelbe Wärme der Sonne. Darauf verlöschen auch die grünen Strahlen, und in der Tiefe von etwa 300 Meter bleibt nur noch ein tiefes, dunkles, glänzendes Blau übrig. In sehr klaren Gewässern mögen die violetten Strahlen des Spektrums noch um weitere 300 Meter vordringen. Jenseits herrscht dann die ganze Schwärze der Tiefsee.

Doch auch die Tiefsee hat ihre Sterne. Etwa die Hälfte aller Fische weisen das geheimnisvolle Phänomen der Phosphoreszenz auf. Manche Fische tragen leuchtende Fackeln, die sie entzünden oder löschen können. Andere haben eine ganze Reihe von Lichtern an ihren Körpern. Diese Fische der Tiefsee bekommen große oder auch teleskopische, großlinnige und vorstehende Augen. Viele von ihnen erblinden vollkommen. Dieser Ausfall der Augen wird durch die wunderbar entwickelten Fühler ausgeglichen.

Vor ein paar Jahren würde man gesagt haben, daß das Schweigen eine Lebensbedingung der Tiefsee ist. Heute hat man jedoch das Gegenteil bewiesen. Ausgedehnte Erfahrungen mit Hydrophonen und anderen Hörapparaten zur Untersuchung der Unterwasserwelt haben ergeben, daß rings um die meisten Küstenstriche der Welt ein außerordentlicher Lärm herrscht, der von Fischen, Garnelen, Tümmelern und dazu wahrscheinlich noch von anderen, bisher nicht identifizierten Lebewesen herrührt. Als jedoch die Mannschaft der „Atlantis“ ein Hydrophon in die Tiefsee bei Bermuda niederließ, gab dieses seltsam mahnende Geräusche, Schreie und Stöhnen wieder, Laute, deren Ursprung noch nicht entdeckt ist.

Möglicherweise hausen in jenen Regionen, von denen wir so wenig wissen, noch Überbleibsel längst verflissener Epochen. Aber es mögen wohl nur wenige und weit verstreute sein.

Hans Baumann, OIIB.

Geschichte unseres Autos

Unser erstes Auto, das wir nach dem Krieg bekamen, war ein Opel P 4. Ich erinnere mich noch genau des Freudengeheuls, in das wir ausbrachen, als wir völlig unvorbereitet den neuen Wagen im Hof stehen sahen. Äußerst sportlich erschien uns in diesen Augenblick der etwas kastenförmige Bau.

In unseren Augen war der schon stumpfe Lack spiegelblank. Und was das Wichtigste war, der neue Wagen war ein Opel, eine Marke, auf die mein Vater schwört. Stolz und mit unbeschreiblicher Freude setzten wir uns in die abgeschabten Polstersitze. In unserer blinden Begeisterung fanden, vielmehr wollten wir keinen Fehler finden. Sogar mein immer etwas skeptischer Vater entdeckte jeden Tag neue Vorzüge. Dann begannen wir nach und nach das Auto mit anderen Opel P 4 zu vergleichen, und diese Vergleiche fielen nicht gerade schmeichelhaft für unseren aus. Obwohl wir uns anfangs darüber hinwegzutäuschen versuchten, entdeckte unser wieder erntüchtertes Auge die zerrissenen Bezüge. Ich glaube, mein Bruder sprach meinem Vater (dieser hätte es jedoch nie zugegeben) aus dem Herzen, als er erklärte: „Ein paar neue Bezüge könnten doch nichts schaden, dann sähe der Wagen wieder wie neu aus!“ Die gemeinsam ausgesuchten karierten Bezüge begeisterten uns natürlich wieder restlos. Es dauerte jedoch nicht lange, da erschien uns der Lack doch gar zu stumpf. Nach einigem Hin und Her, Für und Wider wurde „Adolar“ (irgendeiner hatte diesen Namen für unser Auto geprägt) neu gespritzt. Selig holten wir den Wagen aus der Werkstatt. Ein Vierteljahr waren wir nun wunschlos glücklich. Kein Mensch wollte uns glauben, daß der Wagen noch seine 80 Stundenkilometer schaffte.

Ich sehe noch das siegesgewisse Lächeln meines Vaters, wenn er den Zweifeln eines Besseren belehrte.

Doch unser Glück sollte ein jähes Ende finden. Es war auf einer Fahrt nach Bonn. Unser Opel lief auf Höchsttouren: 70, 75, 80, 85, 90 Stundenkilometer zeigte das Tachometer. Wir wollten das ohrenbetäubende Brummen des Motors nicht bemerken. Eine Unterhaltung war unmöglich. Mein Vater, sonst stets fürs Langsamfahren, war völlig verwandelt. Wir fuhren ein für diesen Wagen wahn-sinniges Tempo. Stolz überholten wir Volkswagen und DKW, bis dann, kurz vor Bonn, das für uns kaum Faßbare geschah. Vergebens trat mein Vater den Gashebel, „Adolar“ bockte, der Kühler dampfte und das Kühlwasser kochte. Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, fuhren wir wie ein angeschossener Vogel mit bescheidenen 50 Stundenkilometer weiter. Wir sahen starr geradeaus, wollten die schadenfrohen und ironischen Gesichter der uns überholenden Fahrer nicht sehen. Unsere Stimmung schwankte zwischen Nieder-geschlagenheit, Enttäuschung und Wut.

Alle hatten wir den einen Gedanken, dieses Auto sobald wie möglich loszuwerden. Mein Bruder hatte auch kurz darauf ein neues zur Hand. Es war ein Opel Olympia, Baujahr 1937.

Wir holten ihn von Bielefeld ab. Was hatten wir da für einen Kauf gemacht!

Beruhigend wirkte das leise, regelmäßige Summen des Motors. Doch Freude macht übermütig.

Jedesmal, wenn uns ein P 4 begegnete, spotteten wir: „Ach, guck mal, was kommt denn da nur für eine Schiebkarre! Wie kann man sich nur in solch ein Vehikel setzen.“

Es war natürlich ungerecht, aber wir waren so ungeheuer stolz auf unseren Opel, daß wir leicht etwas überheblich wurden.

Das Auto war ein Kabriolet, das wir seiner grünen Farbe wegen „Laubfrosch“ nannten. Obwohl wir uns vorgenommen hatten, nie mehr als 70 zu fahren, wurde dies doch nie eingehalten. Fuhren meine Brüder, so mußte sich meine Mutter immer nach hinten setzen („hinten ist doch der ungefährlichste Platz“), damit ihr der Blick aufs Tacho erspart blieb. Wenn in den Kurven die Reifen quietschten, kamen wir uns wie „die Herren der Landstraße“ vor. Wir schworen uns: Diesen Wagen behalten wir!

Bald jedoch kamen Reparaturen am laufenden Band. Nachdem wir gerade drei neue Reifen und ein neues Verdeck angeschafft hatten (das alte war bei einem heftigen Sturm davongeflogen) und „Laubfrosch“ in seinem alten Glanz strahlte, wunderten wir uns allmählich über den großen Ölverbrauch.

Zweifellos, der Wagen mußte Öl verlieren. Was machen? Mein Vater tobte: Nie mehr einen gebrauchten Wagen!“

Wir echoten: „Nie mehr!“

Eines Tages, als wir in Prospekten des neuen Rekord blättern und, nachdem wir schon einige Probefahrten gemacht hatten, zu keiner Entscheidung kommen konnten, stürzte mein Bruder atemlos ins Zimmer: „Mensch, Kinder, hab' nen prima Wagen in Aussicht!“

„Alt oder neu?“ fragte mein Vater gespannt.

„Ein Mercedes 170 V! Hellgrau! Bombensichere Straßenlage! Gar nicht mit dem Opel zu vergleichen. Ist zwar Baujahr 37, aber es geht doch nichts über einen Mercedes!“

Dies fand mein Vater plötzlich auch. Der Wagen war aber auch tadellos gepflegt. Vor allen Dingen hatte er vier Gänge, dadurch ein großes Anzugsvermögen. Er existierte auch wohl heute noch, wenn meinem Bruder nicht ein Unglück passiert wäre. Als er spät abends von Hopsten kam, sprang plötzlich von der rechten Straßenseite aus ein Pferd gegen den Wagen. Dieser wurde mit aller Gewalt nach links gerissen. Mein Bruder konnte gerade noch geistesgegenwärtig das Lenkrad herumreißen, haarscharf an einem Baum vorbei. Die rechten Kotflügel, eine Hälfte der Karosserie und die rechte Tür waren zertrümmert. Das Pferd konnte sich, bevor es verendete, noch hundert Meter weiter schleppen.

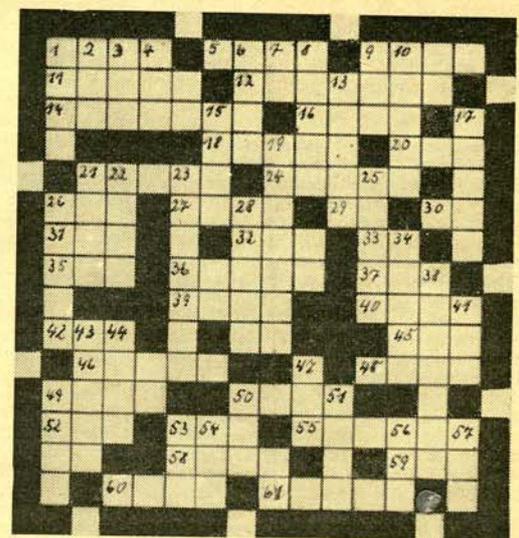
So fand auch dieser Wagen sein vor-schnelles und tragisches Ende. Reumütig kehrten wir zu Opel zurück und fahren jetzt einen Olympia, Baujahr 52.

„Opel ist nicht kleinzukriegen,“ ist der Lieblingspruch meines Vaters.

Ruth Neier UIIB

KREUZ-WORT-RÄTSEL

Waagrecht: 1. Teil des Waldes, 5. Verwandter, 9. italienische Stadt, 11. Blume, 12. Stämme ohne festen Wohnsitz, 14. Stadt in Pommern, 16. großes Gewässer, 18. Verkaufsraum, 20. Besitz, 21. Bundespräsident, 24. Ertrag, 26. Burgeinschnitt, 27. englische Münze, 29. altgermanische Anrede, 30. Skatausdruck, 31. Ende, 32. Name für Großmutter, 33. Spielkarte, 35. Abkürzung für die Vereinigten Staaten, 36. japanische Blume, 37. Stadt an der Donau, 39. Gebirge in Rußland, 40. Märchen, 42. Gefrorenes, 45. Fragewort, 46. Jagdgerät, 48. weiblicher Vorname, 49. Wasserpflanze, 50. männlicher Vorname, 52. Gewässer, 53. griechischer Buchstabe, 55. Teil der Uhr, 58. Kleiner Wald, 59. Papageien-art, 60. Gartenanlage, 61. gegerbtes Fell.



Senkrecht: 1. Gärtnerartikel, 2. Teil des Baumes, 3. weiblicher Vorname, 4. Honigbier, 6. weiblicher Vorname, 7. Fluß in Italien, 8. Vogelart, 9. Gruß, 10. Stoffart, 13. weiblicher Vorname, 15. Fluß in Deutschland, 17. Haustier, 19. frühere Landeshauptstadt, 21. Gebäude, 22. weib-

licher Vorname, 23. Ende, 25. Fantasiegebilde, 26. Vogel, 28. Rechtsvertreter, 34. Angehöriger eines östlichen Volksstammes, 38. Lehrherr, 41. Waschmittel, 43. Nebenfluß der Donau, 44. Helden-geschichte aus ungeschichtlicher Vorzeit, 47. metallisches Gestein, 49. Unterkunft, 50. Hafenanlage, 51. Kummer, 53. Lebensbündel, 54. Handlung, 56. gekocht, 57. Schiffszubehör. Frank Bosse, IVa.

Film und Jugendkriminalität - Wer trägt die Schuld?

Jeder, der heute mit Aufmerksamkeit die Zeitungen liest, ist entsetzt über die täglich ansteigenden Ziffern der Jugendkriminellen, der Jungen, die Erwachsene überfallen und ausrauben, die Autos anhalten und ausplündern, die Diebstähle, Überfälle und sogar Morde begehen. Alle sind entsetzt und fragen sich: Wer ist schuld, woran liegt das? Und dann denkt jeder an das Kino, das die Kinder wenigstens einmal in der Woche besuchen, die Groschenhefte, die Comics, die sie verschlingen, die Illustrierten, die sie lesen; und dann sagt man sich: das alles ist schuld, nur am Film, an Comics, Illustrierten und ähnlichem kann es liegen, daß wir heute so viele junge Verbrecher haben. Damit hat man das Problem gelöst, die Frage nach dem „woher“ beantwortet. Das ist bequem und falsch! — Ja, falsch, denn weder Film, noch Illustrierte, noch Comics sind schuld, in keinem Fall. Allein weil er beeinflußt wurde, ist noch kein Mensch zum Verbrecher geworden, nur weil er Kriminalfilme sah, hat noch niemand einen Mord begangen; um so etwas aufzunehmen und umzusetzen, muß etwas im Menschen da sein, dazu muß eine Voraussetzung gegeben sein, ohne die er das alles nicht tun würde. So einfach ist diese Frage also nicht zu lösen.

Woran liegt es nun wirklich? Da müßte man meiner Meinung nach einen Unterschied machen zwischen den jugendlichen Kriminellen, d. h. denen, die achtzehn Jahre und älter sind, und den weit jüngeren, also den zehn- bis vierzehnjährigen. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß sich Erlebnisse der Kindheit bis weit in das Erwachsenenalter auswirken. Betrachten wir also einmal das Leben der Jugend, die heute achtzehn bis zweiundzwanzig Jahre und älter ist.

Ihre ganze Kindheit stand im Zeichen des Krieges. Sie haben die Bombennächte erlebt, Flucht, Zerstörung, Chaos und wenn man auch sagen mag, daß wir heute, zehn Jahre nach Kriegsende, doch längst wieder in einem einigermaßen geordneten Zustand leben, diese Kinder haben das meist im Unbewußten erlebt, alle Bilder von Grauen und Schrecken im Unbewußten in sich aufgenommen und leiden im Unbewußten noch heute daran. Was danach kam, war vielleicht noch viel schlimmer: die Zeit des schwersten Existenzkampfes, wo sie sich vielleicht den ganzen Tag selbst überlassen waren und wo sie sehr früh sahen, daß die Grenze von Mein und Dein sich leicht verwischen läßt. Hätten die Eltern sie in jener Zeit nicht sich selbst überlassen, sie hätten die Grauen des Krieges überwunden und wären anständige Menschen geworden. Aber die Eltern waren nicht da, waren nie da, wenn sie gebraucht wurden. Sie waren auf dem „schwarzen Markt“, waren „hamstern“ und die Kinder waren allein oder, schlimmer noch, waren mit.

Die ganze Zeit also, Kriegs- und Nachkriegszeit, hat diese Menschen ge-

formt, hat ihnen ein Siegel aufgeprägt, das sich nicht so leicht verwischen läßt. Und wenn es Tausende von Jugendlichen gibt, die in dieser Zeit gereift sind, so sind es die, denen ihre Eltern einen festen Halt gaben. Die anderen, denen dieser Halt, der nicht nur ein moralischer, sondern ganz besonders ein seelischer war, gefehlt hat, haben sich auch heute noch nicht zurechtgefunden in dieser Welt, in der die Begriffe so rasch wechseln und in der heute bestraft wird, was man vor einigen Jahren noch hingehen ließ. Sie sind verhärtet, sie haben auf der Flucht und im Krieg Tote gesehen — warum also zurückschrecken vor Mord? Und wenn der Film wirklich ein paar Anregungen für Diebstahl und Überfall gibt — warum sie sich nicht zunutze machen?

Wir sehen also, nicht der Film ist schuld, schuld ist der Krieg und das Chaos und schuld sind die Eltern, die ihren Kindern in dieser Zeit keinen Halt geben konnten, wenn dies auch eine sehr relative Schuld ist, denn auch sie haben unter dem Krieg gelitten und waren oft zu schwach, ihren Kindern ein Halt zu sein.

Die Lage der ganz jungen Verbrecher, also der Zehn- bis Vierzehnjährigen (die Zahlen schwanken nach oben und unten), ist eine vollkommen andere. Medizinische Untersuchungen haben ergeben, daß diese Kinder nicht durch Krieg und Nachkriegsjahre gefährdet sind. Diese Faktoren fallen also ganz weg. Aber noch etwas vollkommen anderes haben medizinische Untersuchungen ergeben: daß nämlich, wohl auf Grund der immer größer werdenden Urbanisierung, die körperliche Reife dieser Kinder um Jahre zu früh einsetzt, daß also körperliche und seelisch-geistige Reife nicht mehr korrespondieren. Aus diesem Tatbestand ergeben sich leicht Gründe für Verbrechen dieser Kinder. Ein Kind, dessen geistige und seelische Reife weit hinter seiner physischen zurück ist, sucht sich naturgemäß Beschäftigungen, die beidem, seiner großen körperlichen, wie auch seiner weit geringeren geistigen Reife angemessen sind; d. h. es begeht Taten, deren Folgen es gar nicht ermessen kann. Nur so kann man sich erklären, daß Zehn- bis Vierzehnjährige ihre Spielkameraden, ja sogar ihre Eltern umbringen.

Filme und Schundhefte mit wenig Inhalt und viel Brutalität sind in dieser Diskrepanz zwischen Körper und Geist gerade die richtige Nahrung. Und schon sind kleine Verbrecher fertig, die sich stark genug fühlen, alles Angeregte nachzumachen, die Passanten auf der Straße überfallen, die ihre Spielgefährten lebensgefährlich bedrohen oder gar umbringen. Das ist nicht aus der Luft gegriffen, die Zeitungen — und ganz besonders eine bestimmte Art von Zeitungen — sind voll davon.

Aber kann man einem Kind die Schuld an einer Tat geben, für die es gar nicht verantwortlich sein kann? Nein, natürlich nicht. Die Schuld tra-

gen — und das haben fast alle Psychologen bestätigt — die Eltern. Film und Schundliteratur sind nicht schuld, sie können nur ein wenig hinzutun; die große schwere Schuld tragen die Eltern. Sie haben in diesen Jahren der Diskrepanz zwischen Körper und Seele im Kind die große Aufgabe, das Kind zu führen und ihm zu helfen. Denn etwas hat man im „Jahrhundert des Kindes“ oft vergessen, daß das Kind weniger Verantwortung als Hilfe braucht. Hilfe vor einer ihm, seiner Seele, noch feindlichen Außenwelt. Das Kind hat oft, gerade in der modernen Erziehung, Verantwortung für Dinge, die es noch gar nicht absehen kann. Die Eltern müssen also eine Abgrenzung schaffen, in der das Kind sich entscheiden kann, vor allem aber müssen sie ihm helfen, und zwar so, daß es jederzeit eine Liebe und eine Autorität hinter sich spürt, die es hindert am Bösen und befähigt zum Guten. —egü—

Die Freude jedes Jungen

Wilhelmshavener Modellbaubogen

Flugzeuge und Schiffe
zum originalgetreuen Nachbau

Neuerscheinung:

Schlachtschiff „Bismarck“

Modelllänge: 1 m

erhältlich in Deiner Buchhandlung

TH. RIEPING
Ibbenbüren

MENSCH



technik

Jede menschliche Tätigkeit und jede Wissenschaft durchläuft zwei Stadien, zwei Entwicklungsstufen im Zeitraum der Menschheitsgeschichte. Die erste Entwicklungsstufe ist die der Problematik, die zweite die der Reflexion.

Das mag zuerst wohl sonderbar erscheinen, und so will ich die oben angeführte These durch ein Beispiel erklären. Nehmen wir die Heilkunde oder die Medizin. Im Anfang sah sich der Mensch durch viele Gefahren bedroht, die der Kampf mit der Natur mit sich brachte. Eine dieser Gefahren war die Krankheit und der Tod. Der Mensch wollte heilen und durchforschte die Natur nach geeigneten Mitteln hierfür. Erst viel später haben die Griechen dann begonnen, über die Heilkunde nachzudenken. Sie stellten sich die Frage: Warum heilen wir? Wie vermögen wir zu heilen? Was ist das Wesen der Heilkunst?

Genau so geschieht es bei der Technik, nur daß sie verhältnismäßig spät in das Stadium der Reflexion eingetreten ist. Denn noch vor fünfzig Jahren sahen die Menschen die Technik nicht in ihrer Gesamtheit als Problem an, sie sahen nur das Einzelding, den Ozeandampfer, die Eisenbahn, das Auto, das Einzelding interessierte sie, daß die Technik ein Ganzes ist, eine historische Erscheinung mit eigenen Entwicklungsgesetzen, fiel den wenigsten auf. Erst die beiden furchtbaren Weltkriege, in der die Technik alle Grausamkeit, deren sie fähig sein kann, austobte, brachte die Menschen zur Besinnung. Sie fingen an, über die Technik nachzudenken.

Zwei Fragen sind wohl besonders wichtig, wenn man sich mit einem so schwierigen Problem, wie das der Technik, auseinandersetzen will. Welche Kräfte formten die Technik und welche Kräfte gingen aus der Technik hervor, die wieder die Menschen formten? Zunächst einmal soll uns die erste Frage beschäftigen: „Wann und wie entstand die Technik?“

Solange es Menschen gibt auf der Erde, solange sind diese Menschen Techniker. Die Technik ist überhaupt ein Kennzeichen des Menschseins. Denn wenn Archäologen bei ihren Ausgrabungen auf Skelette stoßen und sich nicht darüber im klaren sind, ob sie die Überreste eines Menschen vor sich haben oder nicht, dann ist für sie im selben Moment die Frage eindeutig entschieden, wenn sie mit dem Skelett zusammen noch Werkzeuge finden — vielleicht aus Stein geschnittene Faustkeile oder Pfeilspitzen.

Der einzelne, frühe Mensch ist also schon ein Techniker, der sich im langen mühsamen Kampf mit den Gefahren der Natur ein Werkzeug nach dem anderen schafft und so langsam im Lauf der Jahrtausende vom Faustkeil über das Rad (eine geniale Erfindung) bis zur elektronischen Rechenmaschine seine Technik immer weiter verfeinert und vervollkommnet. Was treibt nun den Menschen aller Zeiten dazu, als Techniker gestaltend zu wirken? Es liegt im Wesen des Menschen, daß er wissen und erkennen will, was ist, wie es ist und warum es ist. Ein Urbefehl im Menschen ist aber auch, zu gestalten. Wenn der Mensch nach seinem Wissen gestaltet, dann betätigt er sich technisch. Denn zu jedem technischen Gestalten gehört ein Wissen von den Möglichkeiten, die die Natur in sich schließt. Ohne Wissen von der Natur gibt es keine Technik. Die Natur liefert die Mittel. Dem Menschen ist es überlassen, sie zu seinem Nutzen auszuwerten.

Der eigentliche Ursprung dieses Gestaltungsdranges ist die Not und die Sehnsucht des Menschen. Der Mensch möchte frei sein von den Gefahren der Natur; er möchte sich die Natur unterwerfen und nicht wie das Tier und die Pflanze der Natur unterworfen sein.

Die zweite Frage, die uns beschäftigen soll, ist die ungeheure Macht, die die Technik auf uns Menschen ausübt. Der Mensch ist in Gefahr, die Gewalt über sein Werk zu verlieren. Denn die Technik hat nicht nur einen Umsturz in der sozialen Struktur der Völker bewirkt und die Weltanschauung und das geistige Leben der Menschheit teils zum Guten, mehr noch zum Schlechten verändert, sie hat auch das Verhältnis der Völker zueinander in entscheidender Weise beeinflußt.

Der Erdball ist durch die Technik zu einem Bruchteil seines früheren Umfangs zusammengeschrumpft. Wenn irgendwo in der weiten Welt ein Krieg ausbricht oder eine wichtige Erfindung zum Segen der Menschheit gemacht ist, so weiß es wenige Stunden später die ganze Erde. Diese Nachrichtennähe der Völker bedeutet gleichzeitig eine Schicksalsnähe. Die Technik hat die Welt umkonstruiert, so daß jeder von jedem abhängig geworden ist. Es gibt in Wirklichkeit keine vollständig autarken und autonomen Staaten mehr. Die Technik erkennt auch keine Landesgrenzen an. Flugzeuge überfliegen Kontinente in Stunden. Die elektrische Energie fließt von Land zu Land, ohne sich um Schlagbäume zu kümmern. Man kann wohl sagen, daß die Technik auch dazu beigetragen hat, den Menschen dem Men-

schen näherzubringen. Durch die Technik ist auch der Mensch in einem fernen Erdteil zu unserem Bruder geworden.

Aber nicht im Großen wirkt die Technik umwandelnd und verändernd, sie bestimmt auch das Verhalten und die Weltanschauung eines jeden, der mit ihr zu tun hat und sich ihr verschreibt. Wie ein Jurist die Welt immer juristisch anschauen wird, auch in Dingen, die nichts mit seinem Beruf zu tun haben, und ein Theologe immer die Erde unter dem Aspekt des Göttlichen sieht, so wird ein Mensch, der naturwissenschaftlich gebildet ist, die Welt und das Leben immer von seinem Standpunkt, der Gestaltung der Natur, aus betrachten. Es gibt zwei große Bildungszweige, in denen die jungen Menschen herangezogen werden, zwei verschiedene Weltanschauungen. Die eine ist die mathematisch - naturwissenschaftliche, die andere die jahrhundertalte humanistische. Die letztere Bildungsart wird neuerdings oft angegriffen. Es heißt dann: „Wozu soll die Jugend von heute Griechisch und Latein, tote Sprachen, lernen, mit denen sie im praktischen Leben doch nichts anfangen kann?“

Diese Leute, die so sprechen, verraten nur ihre eigene Unbildung und Dummheit; denn sie verwechseln Bildung mit Ausbildung. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung gibt dem Menschen als Maßstab die ewig wahren Gesetze der Natur. Der Mensch tritt in den Hintergrund, er muß sich dem Objekt vollständig anpassen und unterordnen. Sein Denken ist durch die Naturgesetze in feste Bahnen gelenkt, doch wenn er den einmal erkannten Gesetzen getreu weiterdenkt und weiterforscht, so hat er die Gewißheit, daß er nie etwas Falsches finden kann; denn die Natur kennt immer nur eine Lösung, die richtige. Wenn er mit einer solchen Ausbildung nun in das Leben tritt und dort sieht, wie Juristen über denselben Fall entgegengesetzte Ansichten zur Geltung bringen und indem sie sich auf das gleiche Gesetz berufen, beide etwas völlig Verschiedenes fordern, dann wird der Naturwissenschaftler, für den es von einem Ausgangspunkt immer nur eine erdenkbar richtige Lösung gibt, verwundert fragen: „Wer hat recht? Wo ist das Kriterium des Rechtes?“ Oder er geht in die Kirche und hört Theologen über dieselbe Schriftstelle völlig andere Ansichten äußern. Auch das wird er nicht verstehen können. Und er wird bald merken, daß man in der menschlichen Gesellschaft nicht mit den Maßstäben messen kann, die in der Natur Gültigkeit haben.

Fortsetzung Seite 11

Aus dem Fachgeschäft

Alles für die Schule

Bücher, Lehr- und Lernmittel, Atlanten, Hefte und Kladden
Füllfederhalter, beste Markenhalter in guter Ausführung
 Füllhalter-Reparaturen
 Schreibmaschinen, Bürobedarf, Papier- und Schreibwaren

Josef Althaus

Ibbenbüren, Große Straße 4, Ruf 2169

Naturfreunde unter sich

5. JAHRGANG • NR. 1



Zeitschrift
der Biologischen Arbeitsgemeinschaft

Am Starenschlafplatz

Schon mehrmals hatte ich bei meinen Beobachtungsgängen gegen Abend einen großen Starenschwarm gesehen, der über den Aa-Wiesen und den ersten Klärteichen am Püsselbürener Damm kreiste. Was war mit diesem Schwarm? Sammelten sich hier die Stare, um dann zu einem Schlafplatz zu fliegen? Nie konnte ich mehr beobachten, als daß sie plötzlich verschwunden waren.

Eines Abends sah ich dann, wie der Schwarm bei den Klärteichen niederging und nicht wieder hochkam. Sollten die Stare hier im Schilf schlafen? Ja, das war die Lösung! Gab es doch am Dümmer und am „Heiligen Meer“ auch solche Schlafplätze. Am nächsten Tag fuhr ich kurz vor 16 Uhr zu den Klärteichen. Die Sonne war schon hinter dem Teutoburger Wald verschwunden und es dämmerte. Da, plötzlich um 16.08 Uhr ließen sich etwa 200 Stare auf einem Mast der Überlandleitung in den Aa-Wiesen nieder. Bald darauf kamen aus allen Richtungen mehr oder weniger große Schwärme von Staren an, die sich fliegend über mir vereinigten und dann über den Klärteichen und den Aa-Wiesen kreisten.

Folgende Tabelle gibt die Zeit, die Anzahl der Stare und die Richtungen, aus denen sie kamen:

DER REGENWURM

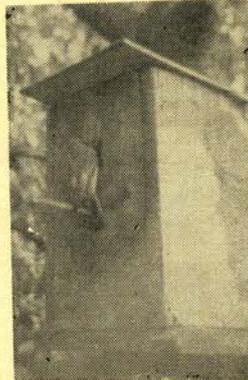
ein Geächteter unter den Tieren

Einmal entdeckte ich auf einer Wiese zwischen dem Gras viele kleine Erdhäufchen. Wie sie dahinkamen, sollte ich bald erfahren. An einer Stelle sah ich einen Regenwurm, der in die Erde kriechen wollte. An der Stelle, wo er in der Erde verschwunden war, befand sich ein solches Häufchen, wie ich es schon vorher gesehen hatte. Wenn ein Regenwurm sich eine Röhre gräbt, kann er die Erde ja nicht wegscharren wie andere Tiere. Er frißt die Erde auf und frißt sich so durch die Erde hindurch. Da er die verdaute Erde wieder ausscheidet, bildet sich oben so ein Erdhäufchen, wie ich es beobachtet hatte. Die verdaute Erde wird dabei zu Humus. Wenn nun viele Regenwürmer da sind, können sie auf diese Weise ein ganzes Beet umgraben. Durch diese Humusbereitung und die Lockerung der Erde ist der Regenwurm sehr nützlich. Wenn jemand behauptet, der Regenwurm wäre schädlich, weil er die Wurzeln der Pflanzen anfräße, so ist das Unsinn. Der Regenwurm ist ein anspruchsloser Gesell, der nur von Erde lebt.

Darum, wenn ihr einen Regenwurm findet, quält ihn nicht, sondern laßt ihn leben wie die anderen Geschöpfe.

Volker Klose, IVa

Zeit:	Anzahl der Stare:	aus Richtung:
16.16 Uhr	30	Nord
	80	Südwest
16.18 Uhr	300	Nord
	50	Ost



16.19 Uhr	30	Nord
16.20 Uhr	50	Nord
16.21 Uhr	500	Süd
	60	Süd
16.22 Uhr	40	West
16.23 Uhr	20	Nordwest
16.25 Uhr	100	Nordwest
16.26 Uhr	30	Nordwest
16.27 Uhr	100	Nordwest

Um 16.28 Uhr stießen die 200 zuerst angekommenen vom Leitungsmast zu dem großen Schwarm. Und nun kreiste dieser riesige Schwarm von etwa 1600 Staren gleich einer Wolke einmal über den Klärteichen, ein anderes Mal weit draußen in den Aa-Wiesen, teilte sich und stieß wieder zusammen. Ab 16.40 Uhr kreiste er nur noch über den Klärteichen, ging tiefer und schraubte sich wieder höher. Aber allmählich wurde der Schwarm kleiner. Jedesmal, wenn er tiefer ging, ließ sich ein Teil der Stare im mannshohen Schilf nieder. Um 16.50 Uhr waren es die letzten. Aber noch lange nicht war es still. Bis in die Dunkelheit hinein huschten Stare von einer Ecke der Klärteiche in die andere.

Günter Klose, OIIIa.

Die Gartenarbeit im Vorfrühling

Jeder Monat bringt eine Fülle von Arbeiten im Garten, und was vergessen wird, kann oft erst im nächsten Jahr nachgeholt werden. Auch in den Wintermonaten darf die Gartenarbeit nicht ruhen. Bald kommt wieder der Frühling und dann muß der Plan für die Gartenbestellung fertig sein. Jetzt schon muß man den Plan durchdenken und für die verschiedenen Pflanzenarten die nötigen Düngemittel bestellen. Auch den Samen, die Rosen- und Dahlienstäbe, die Namensschilder, Blumentöpfe und Schädlingsbekämpfungsmittel muß man sich am besten jetzt schon zulegen. Hat man noch vom vorigen Jahr Samen übrig behalten, macht man in Blumentöpfen Keimproben und sät dann später nur den Samen aus, der — den Verhältnissen entsprechend — gut aufgegangen ist.

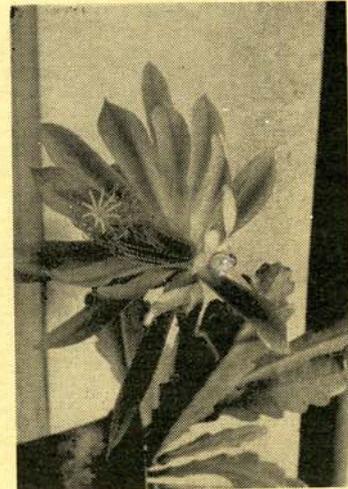
Wenn der Erdboden aufgetaut ist, beginnt die körperliche Arbeit. Die meisten Düngemittel können jetzt ausgestreut und eingeharkt werden. Der Komposthaufen muß umgesetzt oder, wenn er lange genug gestanden hat, auf den Beeten ausgebreitet werden. Das Gartenland wird umgesetzt oder rigolt. Dann kommt die obere Erde nach unten und die untere nach oben.

Wenn der Gemüsegarten soweit fertig gemacht ist, warten im Obstgarten noch etliche Arbeiten. Will man die Bäume veredeln, muß man jetzt, wenn der Saft noch ruht, Edelreiser schneiden und in die Erde einschlagen. Sind in

älteren Bäumen noch morsche Zweige, dann ist es jetzt Zeit, sie herauszusägen.

Besondere Pflege erfordern die Mistbeetkästen und ihre Fenster. Die Scheiben müssen, falls notwendig, erneuert und morsche Fenster wieder instandgesetzt werden. Neue Erde muß aufgefüllt und gedüngt werden. Als letzte Arbeit werden noch die Gartengeräte instandgesetzt und dann kann der Frühling beginnen.

Wilhelm Vordermark, OIIIa.



Fortsetzung von Seite 9

Anders ist das mit der traditionellen humanistischen Bildung. Sie richtet die Aufmerksamkeit ihrer Schüler nicht auf die Natur mit ihren strengen Gesetzen, sondern auf die menschliche Gesellschaft. Sie lehrt, die Geschichte der Menschheit auszulegen und an ihr für sein eigenes Leben zu lernen. An den Beispielen der Vergangenheit lehrt sie sich in der Gesellschaft auszukennen und die Erkenntnisse, die man daraus gewinnt, sich auch zunutze zu machen. Sie lehrt, wie man als Mensch unter Menschen leben kann. Sie ist Vermittlerin der geistigen Kulturgüter der Menschheit.

Ich möchte nun weder das eine noch das andere für besser halten, sondern die ausgeglichene Synthese beider Bildungsformen würde erst die wahre Bildung garantieren. Denn der Mensch lebt in der Natur. Gott hat ihm die Natur zu seiner Wohnung bestimmt und ihm den Auftrag gegeben, sie sich untertan zu machen. Aber der Mensch lebt nicht allein, er ist keine Einzelpersonlichkeit, sondern er lebt in der Gesellschaft und muß sich ihr unterordnen. Deshalb entsteht wahre Bildung erst da, wo diese beiden großen Gesichtspunkte sich im Gleichgewicht zueinander vereinen.

DER BLUMENLIEBHABER

Der Blumenliebhaber kann in der heutigen Zeit eine solch große Zahl verschiedener Blumen beim Gärtner oder im Blumengeschäft bekommen, daß ihm die Wahl, welche Pflanze er nehmen soll, sehr schwer fällt. Und mancher denkt beim Anblick dieser Pracht: „Haben möchte ich schon diese oder jene Pflanze, aber die Pflege!“ Man hat vielfach Angst vor der Blumenpflege. So schlimm ist das nicht, trotz der sehr verbreiteten Ansicht, schöne Blumen hängen vom Glück ab. Ich gebe zu, etwas Glück gehört dazu!

Als „Kleingärtner“ müssen wir uns erst einmal Gedanken darüber machen, was die Pflanze zum Wachstum gebraucht. Das erste und wichtigste ist: Ausreichend Luft, Licht und Wärme. Zweitens müssen wir der Pflanze all das nach Kräften geben, was sie in ihrer Heimat bzw. an ihrem natürlichen Standort vorfindet.

Nehmen wir als Beispiel das bekannte Alpenveilchen. Es ist in den Mittelmeergebieten und in Persien beheimatet. Dort wächst es in bewaldeten Gegenden. Stellen wir uns nun den deutschen Buchenwald vor, so können wir vergleichend schließen, daß das Alpenveilchen feuchte, warme Luft, leichten Boden und keine direkte Sonnenbestrahlung, sondern Halbschatten haben muß.

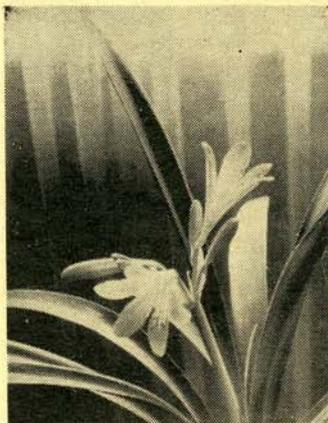
Wir können auch Warmhauspflanzen wie Begonien, Gloxinien, Gummibäume, Palmen, Zimmertannen usw. oder weniger wärmebedürftige Pflanzen wie Pantoffelblumen, Hortensien und Geranien nehmen, alle verlangen in ihrer Heimat ausgeglichenes Klima, etwa den gleichen Boden und dieselben Lichtverhältnisse.

Große Sorgfalt muß auch auf das Gießen verwandt werden. Es darf nicht nach einem Schema, sondern es muß nach Bedarf gegossen werden, und hier muß vor allem mit Gefühl gearbeitet

Es gibt noch unendlich viele Fragen und Probleme für den Menschen und seine Stellung zur Technik. Ich möchte nur noch auf eine grundlegende Frage eingehen: „Was erreicht der Mensch mit seiner Technik? Was baut den Techniker auf?“

Die Tiere leben in ihre natürliche Umwelt gebannt. Sie können nur in dem Bereich leben, in dem sie hineingeboren sind. Und nur diesen engen Raum können sie überhaupt wahrnehmen. Anders der Mensch! Er baut sich seine Umwelt vermöge der Technik selbst auf. Blicken wir doch um uns! Sind nicht fast alle Dinge, mit denen wir täglich zu tun haben, von Menschenhand geschaffen? Der Mensch macht die Natur sich untertänig, so daß er, von körperlichen Nöten befreit, um geistige Erkenntnis ringen und das Schöne auf der Erde suchen kann. Die Technik ist also Dienerin des Menschen, ein Kriterium des Menschseins überhaupt und das Zeichen dafür, daß der Mensch über der übrigen Natur steht, daß er ein Gott ähnliches Wesen ist; denn Gott hat dem Menschen einen Funken seiner Schöpferkraft verliehen und nur darum kann er gestalten.

Sascha von Stahl, UIA.



werden. Die Pflanze darf weder austrocknen noch im Wasser stehen. Der Ballen muß immer feucht sein. In kühlen Zimmern muß besonders vorsichtig gegossen werden. Kakteen dürfen nur etwa alle vier Wochen Wasser haben, da sie zum Teil aus den trockenen Steinwüsten Mexikos oder aus anderen heißen Gegenden stammen. Jeder Blumenliebhaber muß außerdem immer für feuchte und vor allem für reine Luft sorgen. Deshalb dürfen keine Blumen in Zimmern mit Gas gestellt werden. Wie ein Mensch es nicht vertragen kann, wenn er von einem Ort zum anderen verstoßen wird, so ist es auch nicht gerade förderlich für Blumen, wenn sie oft umgestellt werden. Großblättrige Pflanzen (Gummibäume u. a.) müssen wöchentlich vom Staub befreit werden, damit die Poren auf der Unterseite der Blätter nicht verstopfen. Zu diesem Zweck verwendet man am besten einen reinen Wollappen. Auf keinen Fall aber darf man sie, wie es häufiger vorkommen soll, mit Fett oder gar Bohnerwachs einreiben.

Das Umtopfen mehrjähriger Pflanzen ist am besten einem Gärtner zu überlassen. Er kennt genau die Erden, die erforderlichen Topfgrößen und sonstigen Arbeiten, die ein weiteres gutes Gedeihen garantieren. Will man es aber aus Freude an der Sache selbst tun, so hole man sich auf jeden Fall in der Gärtnerei die erforderliche Erde und gebe genau an, was man verpflanzen will. Der Gärtner wird jeden gut beraten. Und jetzt noch etwas, was in vielen Fällen außer acht gelassen wird. Eine Pflanze lebt und braucht daher Nahrung wie alle anderen Lebewesen. Vergessen wir daher nicht, von Zeit zu Zeit zu düngen. In jedem Gartenbaubetrieb kann man „Hakaphos“ oder „Alberts Pflanzen-Nährstoff“ bekommen. Diese Dünger sind mit die besten Volldünger. Eins sei aber besonders betont, nie trockene Töpfe düngen, da die Pflanze sonst verbrennt. Gummibäume und Palmen werden besser nicht gedüngt, sondern alle ein bis eineinhalb Jahre verpflanzt.

Zum Schluß sei nochmals gesagt, jeder Blumenfreund muß mit der Pflanze leben und fühlen, wenn er Erfolg haben will. Karl Fikuart, UIIA

Aufwärts durch

„Prämiensparen!“

Sparkasse des Kreises Tecklenburg
in Ibbenbüren

Nistkästen

für unsere gefiederten Lieblinge

Nun ist der Winter bald vorbei und die Zugvögel kehren aus dem Süden zu uns zurück. Da gibt es für die Höhlenbrüter wieder große Wohnungsnot. Ihr könnt helfen, sie zu beseitigen, indem ihr für die Vögel Nistkästen baut, die ihr dann an geeigneten Stellen aufhängt.

Zum Bau der Nistkästen braucht ihr gut getrocknetes Lärchen-, Kiefern- oder Fichtenholz, etwa 1,8 Zentimeter stark. Zum Dach und zur Aufhängeleiste muß das Material jedoch härter sein, z. B. Eichenholz. Das Dach überzieht ihr dann mit Dachpappe als guten Regenschutz. Der Nistkasten wird etwas vornüberhängend in zwei bis drei Meter Höhe im Baum aufgehängt, das Flugloch in Richtung Süden bis Osten. Außerdem dürft ihr nicht vergessen, das Flugloch durch ein Blech, zehnmal zehn Zentimeter groß, zu schützen, damit kein Specht hier Erweiterungsversuche machen kann. Selbstverständlich darf an dem Blech keine scharfe Kante vorstehen, an der sich sonst die Vögel verletzen könnten. Das Dach wird vorn überstehend gebaut, damit es einen guten Regenschutz gewährt. Sollte bei einem allzu starken Regenschauer aber doch Wasser in den Kasten eingedrungen sein, so muß es schnell wieder ablaufen können. Zu diesem Zweck bohrt ihr in den Boden zwei Löcher von je 0,2 Zentimeter Durchmesser. Das Dach soll an den Seiten einen Zentimeter, über dem Flugloch vier Zentimeter überstehen.

Und nun die wichtigsten Maße für die gebräuchlichsten Nistkästen:

Größe I: Für alle Meisenarten (Kohl-, Blau-, Sumpf-, Tannen- und Haubenmeise), Kleiber, Gartenrotschwanz, Trauerschnäpper, Gartenbaumläufer und Kleinspecht. Grundfläche: 12 mal 12 Zentimeter, Höhe: vorn 20 Zentimeter, Flugloch: 32 Millimeter Durchmesser, Abstand des Fluglochs vom Dach: 3,5 Zentimeter, Aufhängeleiste: fünfmal 40 Zentimeter aus zwei Zentimeter starkem Eichenholz.

Größe II: Für Blau-, Sumpf-, Tannen- und Haubenmeise. Die Maße haben dieselbe Größe wie beim vorigen Kasten, nur das Flugloch ist 27 Millimeter groß. Dadurch wird der Kasten spatzensicher.

Größe III: Halbhöhle für Grauschnäpper, Garten- und Hausrotschwanz und die weiße Bachstelze. Grundfläche: zwölf mal zwölf Zentimeter. Höhe: zwölf

Zentimeter. Die Vorderwand besteht nur aus einem sieben Zentimeter hohen Brett, der obere Teil bleibt also offen.

Man streicht die Nisthöhlen mit Karbolium an, damit sie dauerhafter werden. Ihr hängt die Nistkästen in einen Baum, die Halbhöhlen befestigt ihr am besten am Hausgiebel. Im Herbst wird das Nest aus den Kästen entfernt und der Brutraum mit heißem Wasser ausgewaschen. Damit ihr den Kasten nicht aufzubrechen braucht, fertigt ihr ihn so an, daß ein Seitenbrett oder die Vorderwand herauszunehmen geht. Das könnt ihr erreichen, indem ihr ein Brett mit langen, aber lose gesteckten Nägeln oder mit Haken befestigt. Ist der Kasten gesäubert, wird er wieder aufgehängt, denn vielfach benutzen Vögel den Nistkasten auch im Winter zum Schlafen.

Manfred Sand, OIIIb.



Ein Erlebnis mit einem Maulwurf

Eines Tages fuhr ich nach Holthausen. Als ich gerade in einen Seitenweg einbog, hörte ich etwas im Laub rascheln. Ich stellte mein Rad an einen Baum und ging leise dahin, wo ich das Rascheln gehört hatte. Da sah ich einen Maulwurf, der gerade den Weg überqueren wollte. Deutlich erkannte ich die breiten, schaufelartigen Vordergliedmaßen. Sein seidig glänzender

schwarzer Pelz hatte eine kahle Stelle. Ziemlich rasch überquerte er den Weg. Auf der anderen Seite war eine niedrige Böschung. Der Maulwurf lief gerade darauf zu. Dann fing er an, sich einen Gang zu graben, der schräg nach oben führte. Mit seinen beiden Vorderpfoten schob er die Erde beiseite. Bald war er ganz verschwunden. Plötzlich tauchte oberhalb der Böschung erst eine schwarze Nase und dann der ganze Maulwurf wieder auf. Er rippelte weiter in den Wald hinein und ich hörte schließlich nur noch ein Rascheln im Laub.

Volker Klose, IVb.

Titelbild: Der Bergmann

Linolschnitt von Josef Hoppe, UIIb

Bekannt für gute Textilwaren

Ludw. Bitter

Ibbenbüren - Telefon 811